BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paul, Ewald

Was können wir durch einen etwaigen Krieg mit Frankreich gewinnen? Zeitgemä sse Worte an das deutsche Volk. Von Ewald Paul

Leipzig 1887
36.2316
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00076940-3

36
2316
Paul

Paul

36
2316

Sokr.

Bayerische Staatsbibliothek
<36645709930012

Was können wir durch einen
etwaigen

Krieg mit Frankreich

gewinnen?

Zeitgemäße Worte an das Deutsche Volk

von

Ewald Paul

Leipzig 1887

G. A. Gloeckner.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Was können wir durch einen etwaigen Krieg mit Frankreich gewinnen?

Zeitgemäße Worte an das deutsche Volk.

Von

Ewald Paul.

Leipzig.
Verlag von G. A. Gloeckner.
1887.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Es sind nun etwa zwei Jahre her, als sich der Verfasser dieses Büchleins von neuem auf die Reise machte, das „Land der wahren Aufklärung und Freiheit", wie die Franzosen stolz ihre Heimat nennen, zu besuchen. Damals herrschte jenseits des Rheins eine Kriegsstimmung, wie sie schlimmer sich in keinem Jahre seit dem großen Kriege 1870—71 gezeigt hatte. Ich fuhr über Lothringen und Elsaß, dann den Rhein entlang heimwärts und als ich so die herrlichen deutschen Gefilde nach den gesegneten französischen Fluren an meinen Blicken vorübergleiten sah, überkam es mich wie ein Bedauern mit den beiden Nationen, die sich, statt in friedlicher einträglicher Nachbarschaft zu leben, bis an die Zähne bewaffnen und sich feindlich gegenüberstellen; deren eine in dumpfer verhängnisvoller Gährung unterirdisch kocht, ohne daß ein Menschengeist erraten kann, weshalb sie sich eigentlich soviel Mühe gibt, gefährlich zu sein und Blut und Unfrieden über die Welt zu bringen.

Jedoch der Vulkan lebt nach wie vor. Ein Jahr später hatte die Bewegung merklich zugenommen. Man erkannte die Wirkung des neugebackenen französischen Heros Boulanger, dessen Spionengesetz im Frühjahr 1886 Deutschland aufregte. Damals stand die Sache zwischen hüben und drüben auf der äußersten Kippe. Seine Majestät, der Deutsche Kaiser hatte sich infolge dieses, allem Völkerrecht und anständigem Verkehrsleben Hohn sprechenden Gesetzes veranlaßt gefühlt, zu befehlen, daß sämtliche deutschen Offiziere, die zur Erlernung der französischen Sprache oder zu anderen Zwecken nach Frankreich beurlaubt waren, sich sofort nach der französischen Schweiz, bezw. in ihre Garnison zu begeben hätten.

Beurlaubungen fanden nicht mehr statt und in sehr dringenden Fällen bedurfte und bedarf es heute noch der Allerhöchsten Genehmigung.

Als dieser Befehl in den zuständigen militärischen Kreisen sich verbreitete, gab es genug Leute, die nicht recht wußten, ob das eine Vorbeugungsmaßregel sein solle, um das etwaige Einschreiten der Regierung

gegen Frankreich wegen Verletzung des Völkerrechts und Beleidigung deutscher Offiziere zu umgehen, oder ob es schon so weit gekommen sei, daß jeder Offizier möglichst in seiner Garnison und an seinem Platze jeden Augenblick bereit sein müsse. Ich sage, man wußte das seinerzeit nicht genau, obschon der Befehl — anfänglich geheimzuhalten — sich nur an Offiziere richtete.

Es darf als sicher angenommen werden, daß der eine wie der andere Beweggrund unsere Regierung zu ihrer Maßregel antrieb, denn in der That war die Lage der Dinge in Frankreich eine derartige, daß jeden Augenblick von dort aus der Schall der Kriegstrompete erwartet werden durfte. Und unsererseits hat ja — wie Auserwählte wissen — die Kriegserklärung vorgelegen, der nur die Unterschrift des Landesherrn vorenthalten blieb. Verschiedene Umstände traten ein, die die Wolken am politischen Horizont verschoben: der Graf von Paris, auf den viele in Frankreich und kriegslustige Leute auch in Deutschland hofften, ließ nichts von sich hören und — Boulanger erachtete seine Zeit noch nicht für gekommen.

Heute haben wir den Krieg hart vor der Thüre. Alle Welt sagt es und glaubt es, ungeachtet sich Tausende als Zweifler ausgeben und ihre Seelen mit falschem Troste zu erfüllen suchen. Aber die große Menge glaubt an den kommenden Krieg, sie glaubt daran in Deutschland wie in Frankreich.

Fragt man jenseits des Rheines nach den Ursachen der kriegerischen Erscheinungen, so klingt es wohl einmütig zurück: C'est la revanche! und die Franzosen meinen damit, daß es nun an der Zeit sei, uns Deutsche zu züchtigen für unsere „Missethaten" vom großen Kriege und von uns zurückzuerobern, was wir ihnen im Jahre 1870 und 71 „geraubt": Elsaß und Lothringen.

O Thorheit der Menschen, wie bist du so groß und wie unendlich nachsichtig ist das allmächtige Geschick gegenüber diesen Verirrungen. Ein Staat, der um einer Bagatelle, nein, eines Unsinns willen sich fünfzehn, sechzehn Jahre hindurch in übertriebene kriegerische Rüstungen stürzt und dadurch seinen innern Frieden und seine natürliche Entwickelung stört und seine Finanzen zerrüttet, verdiente längst einen harten Schlag vom Schicksal. Frankreich ist durch den letzten Krieg nicht klug geworden, es hat mit seinen Herausforderungen nicht aufgehört und auch noch keine Strafe dafür erhalten. Aber wehe ihm, wenn es dieselbe ereilt!

Wir nannten die Aufregung der Franzosen um das verlorene Elsaß und Lothringen unsinnig und sie verdient dieses Beiwort ohne Frage. Je

suis juste jusqu'au bout de mes ongles et, par conséquent, je suis aussi un homme reconnaissant — ich erkenne alles, was unsere westlichen Nachbarn Gutes und Großes geleistet haben, an, aber ich muß doch dabei bestehen bleiben, daß ich ihr Gebaren um die verlorenen Provinzen närrisch heiße.

Wenn man die Geschichte durchforscht, ergibt sich die unweigerlich wahre, nicht zu deutelnde Thatsache, daß Elsaß und Lothringen vor Hunderten von Jahren deutsch, echt deutsch gewesen sind. Und die Geschichte lehrt uns auch, daß französische Heerführer und Diplomaten es waren, die in schamloser Unverfrorenheit das Recht des Stärkeren übten und jene Gefilde teils mit Waffengewalt raubten, teils durch diplomatische Kniffe an sich brachten Viele Jahrzehnte sind seit jener Zeit vergangen, da unsere guten Nachbarn unsere Grenzprovinzen mit Feuer und Schwert verwüsteten, jenes Land, von dem sie heute behaupten, daß es das ihre sei, ihnen einstmals gehört habe und unrechtmäßig entrissen sei. Wenn irgendwo sich die Wahrheit des Sprichwortes kundthut, daß man dasjenige, was man häufig anderen vorlügt, schließlich selbst glaubt, so hier: die Franzosen haben zu lange und zu oft in die Welt hinausgeschrieen, Elsaß und Lothringen sei ihr Eigentum, daß sie nun meinen, es sei's in Wirklichkeit und wir Deutschen seien die Raubhelden, nicht aber die Herren Franzmänner. Die Geschichte, über die man lachen muß, bei der manche aber aus der Haut fahren möchten, erinnert an jene beiden Schiffer, deren einer — wir wollen ihn A. nennen — ein wunderhübsches Messer besitzt, das ihm im Schlafe von seinem Kollegen B. gestohlen wird. Eines schönen Tages entsinnt sich A. seines Verlustes, rückt B. zu Leibe und holt sich sein Eigentum mit Gewalt wieder. Darob große Wut auf Seiten B.'s, der sich an den Gegenstand gewöhnt hat und nun vermeinet, ihm gehöre das Messer und ihm sei's folglich fortgenommen, nicht dem anderen, und schließlich auf den Gedanken kommt, „seinen" Besitz wiederzufordern. So und nicht anders liegen die Dinge wegen Elsaß und Lothringens zwischen uns und den Franzosen, und nochmals sei's gesagt: Narren sind die, die solche Wahrheit nicht einsehen wollen.

Um unserem Thema, was uns der angekündigte Gigantenkampf zu nutzen vermöchte, im vollsten Umfange gerecht zu werden, bedarf es einer solchen Abschweifung und jeder verständige Mensch muß einsehen, daß man vor Besprechung des Nutzens eines Krieges auch seiner Ursachen, der wahren wie der vorgeschobenen, zu gedenken hat.

Und eine wesentliche Ursache ist die erwähnte. Aber es ist falsch,

überaus unpolitisch von den Franzosen gehandelt, daß sie sich um ein Hirngespinst in einen schrecklichen Krieg einlassen wollen, gleichsam als ob sie weiter nichts zu thun hätten, wo doch so viel Wichtigeres im eigenen Lande der Erledigung harrt! Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die gesegneten Provinzen Frankreichs mit eigenen Augen erschaut hat und da weiß, wie viel mehr Menschen sie zu nähren vermöchten als die sind, die sie heute tragen, der versteht nicht, wie man unter sothanen Umständen nach weiterem Erwerb trachten kann. Welche gewaltigen Kommunikationsmittel und andere Fortschritte sehen wir in unserem Zeitalter erstehen, Fortschritte der Wissenschaft, die uns beweisen, daß innerhalb der engeren Grenzen unserer respektiven Heimat noch viel zu holen ist und die Sucht nach fernerem Erwerb als nahezu überflüssig erscheint. Jedoch der Ausdehnungstrieb ist eine Zeitkrankheit geworden und nirgends wütet diese Sucht nach anderer Leute Habe heftiger als im Lande des Heils, in Frankreich. Sie keuchen und hetzen außer nach überseeischem Erwerb auch nach dem guten deutschen Rhein und den Länderstrichen, die daran und davor liegen. Glaubt man denn, daß man die so wohlfeilen Kaufes erringen würde? Ist man durch die Erfahrungen eines zweifachen Krieges in unserem Jahrhundert — dem zu Beginn desselben und dem von 1870 — noch nicht klug geworden? Nun, die Franzosen vermeinen, daß aller guten Dinge drei seien und sie werden ihre Meinung beim dritten Versuch schwer büßen.

Am meisten sind übrigens die umstrittenen Provinzen zu bedauern. Elsaß und Lothringen sind lange nicht mehr das, was sie dereinst waren, und der elsassische Schriftsteller, der unsere Friedensbedingungen aus dem Jahre 1871 „eine Lebensrettung des Elsaß zur elften Stunde“ nannte, hatte ganz recht, denn schon verquickte sich französisches mit elsassischem Wesen derart, daß das deutsche Lebenslämplein völlig zu erlöschen drohte. Nun kam Hilfe zur rechten Zeit; aber sind auch die elsaß-lothringischen Länder vor dem schlimmsten Geschick, dem der völligen Verwelschung, bewahrt worden, so geht's ihnen doch immer noch herzlich schlecht. Die Sache erfordert einige klarlegende Worte. Vor dem großen Kriege kümmerte man sich in Frankreich nicht sonderlich um die Reichsländer. Sie waren kurz heraus gesagt, das enfant terrible, das man um seiner Plumpheit und schlechten Sprache, einem Französisch, das nicht französisch und einem Deutsch, das nicht deutsch war, verspottete. Was man französischerseits für die Reichslande that, bestand allein darin, gute deutsche Sitte zu verdrängen und französisches leichtes Wesen an ihre Stelle zu setzen. Im Verlaufe der

Jahrzehnte durchtränkte sich das fragliche Gebiet allmählich mit der Verderbnis des Franzosentums, wohingegen die guten Seiten des letzteren, der wissenschaftliche und künstlerische Geist, die reine und edle Sprache dem elsaß-lothringischen Volke so gut wie ganz ferne blieben. So stand denn dieses zwischen zwei Feuern, deren einem es allmählich unterliegen mußte.

Leider ist's wahr — Straßburgs und des gesamten Elsaß Niedergang beginnt genau mit seiner Entfernung vom deutschen Staatskörper, seit dem unglückseligen dreißigjährigen Kriege, und hat unter französischer Herrschaft unaufhörlich zugenommen. Zumal unterm dritten Napoleon ging's mit dem Deutschtum jener Gegenden mächtig bergab. Längst ist der Reichtum und die Rolle, die die Stadt Straßburg im Mittelalter, im 13. und 14., ja noch im 15. und 16. Jahrhunderte gespielt, gewichen, dahin deutsche Kunst, Poesie und Wissenschaft, die Männer gezeitigt wie Tauler, Gutenberg, Murner, Johannes Hofmeister, Johannes Fischart, Gottfried von Straßburg und andere Brave.

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt — erscholl einstmals der Ruf, den uns das bekannte Volkslied wiedergibt. Heute ist's vorüber mit der deutschen Herrlichkeit, und lange, lange Zeit wird es dauern, viele Mühe kosten, bis reges deutsches Geistesleben wieder seinen Einzug hält in jenen Grenzwinkel unseres weiten Reiches. In der letzten Stunde wurden sie gerettet. Aber zur Zeit wissen sie noch nicht Dank für das, was man für sie gethan, sie danken nicht, weil sie das Opfer, das ihnen dargebracht, nicht verstehen. Heut sind sie deutsch, gewiß, jedoch sie thun, als machten sie sich nichts daraus. Wir Deutschen kamen ins Land und behandelten sie, nachdem es ihnen unter französischer Herrschaft herzlich schlecht ergangen war, recht gut. Wir thaten dies ohne Bedingungen und das war ein Fehler. Wir behandelten sie gut und mußten die Verlorenen, Verführten auch gut behandeln, aber wir hätten ihnen etwa sagen können: Kinder, ihr habt es bei den Franzosen schlecht genug gehabt und sollt euch dafür bei uns recht guter Behandlung erfreuen, aber . . . ihr müßt euch dementsprechend anständig betragen. Solches geschah nicht, die Weisung von oben lautete einfach und wohlmeinend, sie möglichst milde und zuvorkommend zu behandeln und, kaum hatten denn die Herren Reichsländer solches gemerkt, als sie sich sofort nach Möglichkeit halsstarrig und deutschfeindlich gebärdeten. Eine französische Leimrute hatte sie richtig gelockt und das war die: die Franzosen, denen sie einst ein enfant terrible gewesen, machten sie nun zum enfant gâté, schmeichelten ihnen und sagten etwa: „Kinder, wie gut

würdet ihr's jetzt haben, wenn ihr noch französisch wäret!" Diesen Lockungen folgten die lieben „Landsleute", wie sie der Franzmann heißt, und dieser gebärdet sich nun ganz toll über die innige Freundschaft und glaubt schließlich, daß er ihr zuliebe allein einen Krieg anzetteln will.

Herrliche, von der Natur reich bedachte Gegenden thun sich uns in Elsaß und Lothringen auf, aber wir werden sie thatsächlich erst mit dem nächsten Kriege gewinnen, nach dessen günstigem Verlaufe sich seine Bevölkerung unweigerlich als deutsche bilden und bekennen wird. Dann werden wir deutsche Kultur und Gesittung blühen sehen in jenen Provinzen, wo heute noch der ackerbauliche Reichtum als einziger wesentlicher Faktor dasteht und auch dieser nicht so entwickelt ist, wie er wohl sein könnte. Dann wird das Verkehrsleben sich regen und wir werden Großstädte dort sehen, wirkliche Großstädte mit industriellem und geistigem Getriebe, und nicht bloß Großstädte dem Raume und historischen Rufe nach, wie die Kapitale Straßburg, die trotz ihren 105 000 Einwohnern durch französische Herrschaft zu einer Provinzialstadt zweiten Ranges herabgedrückt ist, in der das dermalige spießbürgerliche, engherzige Leben einen auffallend scharfen Widerspruch bildet zu dem regen Handel und Wandel und der geistigen Thätigkeit etlicher früherer Jahrhunderte.

Ich habe Straßburg von heute durchkostet, und wer es gleichermaßen gründlich prüfte, mag an meinem Urteil Geschmack finden.

Der kommende Krieg bringt uns unserem Elsaß-Lothringen wieder nahe und das will schon etwas besagen, denn das geht Gebiete an von der Größe eines kleinen Königreiches, Gebiete, die mehr als fünfzehntehalb (14 508) Geviertkilometer messen, uns jedoch wirtschaftlich und politisch noch sehr fern stehen.

Wenn die Franzosen sagen, daß sie sich um der Reichslande willen in einen langwierigen und blutigen Krieg stürzen wollen, so vergessen sie dabei zu sagen, daß ihnen eine andere Idee zu gleicher Zeit mit dieser närrischen Revanche-Idee vorschwebt und das ist die von ihrer wiederherzustellenden Weltmacht, was schließlich auch die Wiederherstellung des Kaisertums fordert. Und die Franzosen sind immer Freunde der Monarchie gewesen und werden es bleiben bis auf unabsehbare Zeit. Freilich nennen sie ihr Land das der wahren Freiheit und Aufklärung, dennoch sind sie keinesfalls begeisterte Republikaner. Sie bilden sich ein, es zu sein, aber . . . sie sind es nicht.

Ihre dermalige republikanische Staatsform hat sie auch nicht sehr weit

gebracht, vielmehr nur Schwäche und Schäden zu Tage gefördert in einer Weise, daß der einst vielverherrlichte französische Schriftsteller Jules Simon in seinem Buche „Dieu, Patrie, Liberté“ sagen konnte: „Wenn wir fragen, was wir in den letzten Jahren gethan haben, so lautet die Antwort: Wir haben Trümmer geschaffen.“

Unsere Nachbarn kommen gar nicht zur Ruhe mit ihren umstürzlerischen Plänen und haben es glücklich dahin gebracht, daß sie in wenigen Jahren elf Ministerpräsidenten und über fünfzig Minister wechselten. Heute stehen sie von neuem vor einer Krise, nämlich um Boulanger, den „Patrioten“, der am heftigsten den Krieg will. Er drängt auf den Entscheid, wohingegen die übrigen Regierungsleiter noch ein wenig warten möchten. Zwar sähen auch sie gern, wenn Deutschland eine Schlappe erlitte, aber wer verbürgt ihnen denn, daß dies der Fall sein wird? Sie haben Angst um ihr Land, denn sie wissen, daß, wenn es ihnen wieder schlecht geht, ihr Geschick ein ungleich schlimmeres sein dürfte, als jenes von 1871. Boulanger dagegen — der Mann ohne Tadel — kennt keine Furcht und will den Krieg, er will ihn schnell, lieber heute als morgen. Und darum will man ihn zu Falle bringen, um das Vaterland vor einem riskanten Abenteuer zu bewahren, nur ist die Frage die, ob es diesen gemäßigteren Patrioten in der That gelingen wird, des Kriegsministers Herr zu werden.

Es steht ohne Zweifel fest, daß Boulanger im heutigen Frankreich ebensolche Bedeutung genießt als Bismarck hierzulande, obschon jener bislang sich noch durch keinerlei Großthaten hervorgethan hat. Er ist einfach eines jener Idole, die das schwärmerisch veranlagte französische Volk haben muß; die es anbetet und verherrlicht gleich einer Gottheit, ohne sich's lange zu überlegen, ob sie solche Vergötterung auch wohl wert sind. Solch ein Idol war Gambetta, der verschlagene Advokat, der den Franzosen den Weg vom Abgrunde zur rettenden Höhe zeigen wollte und sie statt dessen noch tiefer in die Grube brachte, und solches Idol ist heute der Kriegsminister Boulanger, dem die Menge zujauchzt als dem Retter aus der Not, als dem vermeintlichen Befreier ihrer Rasse „vom deutschen Joche“.

Wir fürchten die Franzosen nicht — am allerwenigsten ihre Absichten auf die Rückeroberung des verloren gegangenen Elsaß-Lothringen. Wenn sie so lange gesund bleiben, als dieses Gebiet sich deutsch erhält, dann können sie froh sein, denn sie werden niemals krank werden, sie nicht und ihre Nachkommen bis ins wer weiß wievielste Glied hinein nicht.

Dafür hat unseres Bismarcks Politik schon gesorgt, daß wir uns günstig aus der Angelegenheit herauswickeln werden.

Die Franzosen haben die üble Gewohnheit der Selbstüberhebung und sie prahlen nach jeder Richtung hin. Man weiß aus den Tagesblättern genugsam, wie sie uns in den letzten Wochen und Monaten mit Rüstungen und Drohungen herausfordern und mit größenwahnsinnigen Äußerungen Stoff zum Lachen geben. Die Barackenbauten sind der Anfang der Komödie oder sagen wir besser Tragikomödie, so Mr. Boulanger in Szene setzen will. Und die Explosivbomben, die uns erschrecken sollen, gehören in den zweiten Akt des traurigen Lustspiels oder lustigen Trauerspiels. Kein Brei wird so heiß gegessen, als er gekocht wird, und die bösen, bösen Giftbomben werden sich möglicherweise als ebenso harmlos entpuppen, denn die seinerzeit so viel beschrieenen Mitrailleusen, sage Kugelspritzen, mit denen man uns vernichten wollte und die uns im Kriege wahrhaftig nicht viel Schaden zugefügt haben. Aber es ist nun einmal so, daß die Franzosen drohen, und es sieht nicht danach aus, als ob sie damit aufhören wollten.

Nur ruhig Blut, Messieurs Français — vom Kriege, der als unvermeidlich gilt und den euch euer werter Boulanger vor die Thüre gekehrt, indem er die stille Glut des Revanchegedankens zu heller Flamme angefacht und nun auch beim besten Willen nicht mehr zu löschen vermag, von diesem Kriege werdet ihr, gerade ihr die bedauernswertesten Folgen haben.

Ihr rühmt euch eurer Soldaten! Wohlan. Zugegeben, daß die französischen Truppen jetzt besser ausgebildet sind als i. J. 1870, wovon ich mich mit eigenen Augen überzeugte, wer sagt euch denn, daß sie uns durch ihren Fortschritt überlegen sind?

Sie sind uns an nichts überlegen als an Zahl und das nur augenblicklich und auch sehr wenig. Denn der letzte Census hat erwiesen, das Deutschland beinahe 10 Millionen Einwohner mehr zählt als Frankreich. Vom militärischen Standpunkte ist dies zu beachten, denn es folgt daraus, daß die deutsche Nation eine größere Zahl waffenfähiger Männer besitzt als die französische. Die Phrase „La France s'assurait la même quantité de soldats“ hat nur vorübergehende Berechtigung, denn im Ernstfalle können wir doch ganz andere Menschenmengen auf die Beine bringen als die Franzosen, weil im Deutschen Reiche die Zahl der durch ihr Alter alljährlich der Militärpflicht unterworfenen jungen Männer im Durchschnitt 420 000 beträgt, während das Totalkontingent der Franzosen nur 300 000 bis

310 000 umfaßt. Nachdem alle schwächlichen, zweifelhaften — mit einem Worte unbrauchbaren — Leute ausgemerzt sind, bleiben im Jahre immer noch 165 000 junge Deutsche zur Einverleibung in die Landarmee, etwa 5000 Einjährig-Freiwillige eingerechnet. In Frankreich hat man große Not, 150 000 Mann auszuheben, und auch an diesen ist mancherlei auszusetzen, so daß jahraus jahrein 7000 bis 8000 von ihnen aus Gesundheitsrücksichten entlassen werden müssen.

Nur durch ganz außergewöhnliche und auf die Dauer unerträgliche Maßregeln hat es Frankreich dahin gebracht, daß seine Armee an Zahl dermalen ein weniges über die unsrige hinausragt. Wir zeigten, warum wir diesen Umstand nicht zu fürchten haben.

Die französische Infanteriewaffe ist durchaus nicht besser als unser Infanteriegewehr M/71. Zum Überfluß besitzen wir noch ein Repetiergewehr, das zehn Patronen im Schaft hat, die im entscheidenden Augenblicke hintereinander herausgejagt werden können. Nehmen wir eine Kompanie zu 240 Mann an, die plötzlich Kavallerie in der Flanke auf 1000 Meter bemerkt. Der Aufmarsch zum Chargieren nach der Flanke mag $^1/_4$ Minute dauern, währenddem das Kavallerieregiment auf etwa 800 Meter nahegekommen ist. Nun erfolgt das Kommando: Schnellfeuer. Jeder Mann ist jetzt im stande, 22 Schuß in der nächsten Minute mit dem Repetiergewehr (früher 12 gezielte Schuß) abzugeben, was für die Kompanie 5280 Schuß beträgt, das heißt bei nur 20 % Treffern — und ich habe Gefechtsschießen kennen gelernt, bei denen sich deren 60—65 % ergaben — wäre nach einer Minute, während welcher vom Feinde 600 Meter in Karriere zurückgelegt sind, von dem 900—1000 Mann starken Regiment kein Mann und kein Pferd mehr unverwundet.

Ich führe dies an, weil sich die Franzosen von ihrer Kavallerie große Erfolge versprechen.

Wir haben alle Achtung vor der Tapferkeit unserer Nachbarn, die sie 1870/71 oft genug an den Tag gelegt haben. Wer gedenkt nicht ihres zähen Standhaltens bei Gravelotte gegen eine gewaltige Übermacht, ihres heldenmütigen Widerstandes bei St. Privat, wo 50 000 Franzosen gegen 120 000 Deutsche kämpften! Die voraufgegangenen Schicksalsschläge des großen Krieges hatten ihnen Unerschrockenheit und Entschlossenheit noch nicht geraubt.

Aber der Krieg mußte zu unserer Nachbarn Ungunsten auslaufen, denn sie waren ungenügend vorbereitet, und wir hatten nicht nur die Kraft,

sondern auch das Recht und somit eine großartige nationale Begeisterung auf unsrer Seite.

Liegen die Dinge heute wesentlich anders? Gewiß nicht! Die Franzosen behaupten zwar, dermalen genügend vorbereitet zu sein, aber wir wissen besser, was an dieser Behauptung Wahres ist. Maskierte Bauerburschen haben sie genug zusammengetrieben unter der Firma Heer, und Ruhmeswahn und Kriegslust künstlich zu unnatürlicher Höhe getrieben. Beginnen sie den Krieg um einer Null, eines Nichts, einer faden, unberechenbaren Idee willen, so haben sie den Schaden, denn wiederum stoßen sie bei uns, den Herausgeforderten und ungerecht Angegriffenen auf eine nationale Begeisterung, die alle Schranken überwindet und an denen ihre Leidenschaft und Wut zerschellen wird wie Glas am Stein.

Man muß den französischen Volkscharakter auskennen, um solche Behauptungen zu wagen. Die Lärmer an der Seine wissen wahrlich nicht, was sie thun, keine Ermahnung und Warnung fruchtet, sie bleiben die alten Schwärmer und Narren. Seht's euch einmal an, das Häuser- und Menschenbabel, so man Paris heißt, und achtet auf die Narreteien, die sich vor euren Blicken kundthun. Bei dem allerliebsten Sichgehenlassen der Pariser meint ihr wohl, daß dort niemand etwas zu thun habe und wenn ihr damit meint, daß dem Pariser ernste Beschäftigung nur Nebensache ist, so habt ihr damit nahezu recht. Seht einmal an, wie die Leute ihre Zeit mit den so unpatriotischen „Patriotenvereinen" vergeuden und wie sie sich an der Maskerade der Schülerbataillone erbauen und den dummen Jungen Revanchegedanken ins schwache Hirn drücken, anstatt ihnen ein gutes Lehrbuch zur Kopfstärkung in die Hand zu geben. Herzstärkung hat man ohnehin genug im schönen Frankreich, um nun eine kühlende Verstandessalbe zu gebrauchen. Was ist's doch, das die französische Welt bewegt? La revanche schreit's im Palais Bourbon, und mit den Parlamentariern ruft's die Presse und von dieser schallt es durch das ganze Volk bis hinab zum schmutzigen Gassenbuben. Wo sind denn die Tugenden der französischen Gastfreundschaft und Gerechtigkeit geblieben heute? Jener russische Graf hatte ganz recht, als er in seinem Protest gegen die neue Fremdensteuer an den Deputierten Mr. Pradon schrieb:

„Es gab eine Zeit, in der in Europa die Rede ging, daß jede Nation zwei Heimatstätten habe: ihr eigenes Land und Frankreich. Es gab eine Zeit, da Frankreich wert war, solche Stätte zu sein und wo Victor Hugo mit Recht sagen durfte: O mein Frankreich, o Paris, du

bist der volle Busen, der die ganze Welt nährt und niemand ist Fremdling für dich!

„Aber diese schönen Tage sind längst vergangen. In keinem Lande Europas begegnen Sie so vieler Unduldsamkeit gegen die Fremden als in Frankreich und Paris, seitdem sich die dritte Republik dort aufgethan hat. Ein Fremdling kann nicht mehr die Straße besuchen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von Ihren schlecht erzogenen jungen Leuten angegriffen und beleidigt zu werden. Und wie kann man — frage ich — heute wohl erzogen werden, da doch die Familie, die private Erziehung, vernichtet ist? Kein Fremder kann die Straßen durchgehen, sicher vor Angriffen von seiten der Arbeiter, denen Sie nur ihre ‚Rechte' vorhalten, ohne dabei ihrer ‚Pflichten' zu gedenken!"

Die kühnen Worte des Russen sind durchaus am Platze und ich habe den Pöbel selber in Paris zu kosten bekommen, da ich als harmloser Reisender durch die Straßen ging und, weil aus dem Süden kommend, mit einem indisch-englischen sog. Sommerhelm bekleidet, von zwei gamins als „Prussien" belästigt wurde.

Ja, ja, man kennt die heutigen Franzosen nicht genug im lieben deutschen Lande. Es hat sich mächtig verändert da drüben! Einst war's das Land der Poesie und Ideale, heut ist's der Boden für verrückte Theorien, für Hirngespinstler und Phantasten, die den Volksgeist verwirren und das Glück des Landes vernichten.

Frankreich ist ohne Streit eines der reichsten Länder Europas, es könnte üppig blühen, wenn es nur wollte und sich um seine wahre Wohlfahrt, die im eigenen Lande liegt, sorgte, das heißt seine Bevölkerung und Kapitalien zweckmäßig verwendete. Statt dessen vergeudet es beides nach außen hin, und was wird ihm erst der kommende Krieg für Lücken reißen?

So liebenswürdig und allmächtig das französische Volk einst war, so verabscheuenswert und schwach ist es heute geworden. Wir gedenken der Zeit, da die Troubadours ihre Kampfeslieder und Minnegesänge erschallen ließen nnd edle und schöne Frauen den Männern Ideale waren, um die sie rangen mit all ihrer Kraft; jener Zeit, da man eine wahre Mission des Volkes kannte und den Kampf um die Weltherrschaft da ausfocht, wo er ausgefochten werden muß: auf moralischem Gebiete. Das ist alles nicht mehr. Die idyllische Anbetung des Weibes hat einer albernen Koketterie, gemeinem Gewinsel und närrischer Verherrlichung Platz gemacht, ein Unweib, das ihren Gatten und etliche Liebhaber wegen „Untreue" oder aus

ähnlichen Gründen in das Jenseits befördert, wird freigesprochen von den Richtern, angebetet von den Zeitungen und in den Himmel gehoben von der großen Menge. Und Ritter, edle Ritter jener Zeit — die gibt's nicht mehr. Skeptisches Ehrgefühl und Sucht nach Gold und Geld treibt die Männer hinaus nach Tonkin und anderen überseeischen Ländern, während sie besser thäten, ihren Degen zu schärfen und daheim aufzuräumen.

Narren, die den Krieg schüren für eine ungerechte, unbewußte Sache, können in Frankreich Helden werden. Der berüchtigte Maulheld Déroulède war einst nichts im Franzenlande und ist heute durch seine Deutschenhetze alles drüben, ein Mann der That, der Zuversicht und Rettung aus allen Nöten.

Das können wir vom Kriege erwarten, daß wir in dieser Hinsicht drüben aufräumen werden, Ordnung und Besserung bringen jenen und Ruhe und friedliche, mächtige Entwickelung unserem eigenen Lande.

Nehmen wir an, die Würfel seien bereits gefallen und der Krieg erklärt, und sehen wir nun zu, wie der Hase läuft.

Frankreich, „dessen Finanzen und Armee jeden Racheversuch gestatten", „dessen Moral und allgemeine Bildung höher stehen als bei seinen Feinden", zwei Redensarten, die jeder brave Deutsche zu lächerlich finden wird, um sie zu widerlegen — Frankreich, sage ich, wird gegen die Vogesen marschieren und — unterliegen. Es muß unterliegen, denn es kämpft einen wahnsinnigen Kampf gegen die gerechte, gute Sache. Wir wollen keinen Krieg mit dem Nachbar, aber wir fürchten ihn nicht, wenn man ihn uns aufdrängt. Besser wäre es schon, wenn Frankreich thäte, wie wir vorhin rieten: sich um sein innerliches Gedeihen zu kümmern. Wenn es seine Kräfte sammelte und aufs eigene Land und das kostbare Algier richtete, auf jenes Stück Afrika, das sich mit Frankreich zu einem großartigen neidenswerten Wirtschaftsgebiete gestalten kann und das den Franzosen zehnmal mehr wert sein könnte als das umstrittene Elsaß-Lothringen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit und Begeisterung dahin lenkten und nicht hierher. Es wäre schon gut, wenn Frankreich vom kleinlichen Haß gegen den duldsamen, friedlich und freundlich gesinnten Nachbar sich frei machte und sich zu großen Thaten aufraffte, wohin es doch seine noch immer nicht völlig erstorbene Begabung drängt. Aber das ist keine große That, wenn es Vergeltung fordert für eine Angelegenheit, die keiner Vergeltung bedarf, dieweil sie gerecht ist. Es wäre gut für die Franzosen — sage ich — wenn sie beizeiten einsähen, wohin sie der Hitzkopf Boulanger führt, wenn sie sich schnell eines

Besseren bedächten und einmütig eine andere Richtung einschlügen. Jedoch wie soll das kommen? Selbst gesetzt den Fall, daß die Oberen unsre Gründe anerkennten und sich Mühe gäben, durch Wort und Schrift das Volk von der Nutz- und Rechtlosigkeit seiner Forderungen auf deutsches Gebiet zu überzeugen, selbst angenommen, daß sich Hunderte und Tausende von französischen Zeitungen bereit fänden, solches der großen Menge klipp und klar zu beweisen — würde jener große Dämon, Volk genannt, sich bekehren? Nein, nein und abermals nein, denn gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, und die große Menge in Frankreich ist mit dem Revanchegedanken über die Gebühr vernagelt, verblendet wie nirgendwo: es will den Krieg.

Der Franzose muß seinen „großen Mann" haben, seinen homme providentiel, seinen esprit tutélaire — er sucht ihn unter Umständen in irgend einem Marktschreier. Vive Gambetta! erscholl es damals, als dieser ehrsüchtige Advokat seine begabte Zunge zur Volksbethörung anwendete und sich zum Diktator aufspielte und aufspielen konnte, obschon er außer seiner Schwatzhaftigkeit und seiner Geriebenheit nicht die geringste militärische und diplomatische Befähigung besaß.

Aber der ränkevolle dickbäuchige Schreier wurde zum Leiter des Volkes, was bei uns nüchternen Deutschen niemals sich ereignen kann, dieweil wir unsere Leute prüfen.

Die kurze Zeit, während welcher Monsieur Gambetta das Heft in der Hand hatte, verfiel das Volk sittlich noch mehr und der von Gambetta geheuchelte und großgezogene „Patriotismus" hat die Wurzel gelegt zum heutigen kriegerischen Streben der Rothosen. Und das gute dumme Volk jubelte dem „Beglücker" entgegen, warf ihm Blumen auf den Weg, bekränzte die Straßen, durch die er zog, spannte ihm die Pferde aus und gebärdete sich wie rasend bei seinem Anblicke.

Die ganze große französische Nation, die sich ihrer geistigen Heroen und ihrer Aufklärung rühmt, hatte nur wenig Männer, die den Schwindel durchschauten und bekämpften, und zu oberst war es Henri Maret, der in der „Vérité" die Charakterlosigkeit der Menge und die Albernheit ihrer Gambetta-Verherrlichung geißelte.

Gambetta konnte Tag und Nacht nicht ruhen vor dem Gedanken, wie man Deutschland am besten etwas anhaben könne, und diesen Gedanken hat sein Nachfolger-Diktator Boulanger geerbt.

Beide rechneten auf die Russen und beide täuschten sich. Es war ein wohlüberlegter Schachzug von Bismarck, als er den Battenberger fallen ließ, denn er wußte genau, daß wir andernfalls trotz aller Verschiedenheit zwischen beiden Nationen Franzosen und Russen auf dem Halse hatten. Der Battenberger mußte fallen, wenn Deutschland gesichert sein sollte, was doch ohne Streit eine wichtigere, drängendere Frage war als die der bulgarischen Unabhängigkeit. Es mag unserem Reichskanzler innerlich leid gethan haben, daß er den deutschen Fürsten dem Russentum aus dem Wege räumte. Aber politische Bedenken zwangen ihn dazu, und nun hat Rußland vorläufig bis zu einem gewissen Grade freie Hand am Balkan und weiß, daß ihm Bismarck dazu verhalf, eben jener Mann, von dem es einst annahm, daß er die Schuld am Mißerfolge der russischen Balkanpolitik trage. Warum auch nicht? Nur liegen die Dinge heute anders, wir gaben nach, um uns im Falle der Not kräftig mit den Franzosen aussprechen zu können und die Russen für diese Zeit als Freunde zu gewinnen. Es wird auch Bismarck lieb sein, wenn er sieht, wie die, die uns seit 15 Jahren mit ihren Revanchegedanken gequält und Ärgernisse über Ärgernisse bereitet haben; wie die, die uns grundlos drohen, noch einmal tüchtig abgeführt werden, und zu diesem Zwecke war es vonnöten, daß wir den Russen Zugeständnisse machten, die sie anderswo beschäftigten und uns gegenüber neutral erhalten. Dahin ist es jetzt gekommen — die Russen lieben uns zwar nicht, aber sie sehen, daß wir ihnen entgegenkommen und damit sind sie zunächst zufrieden. Warten wir ab, was sich in nächster Zeit in Bulgarien und überhaupt am Balkan ereignen wird. Aber so viel steht fest, daß Frankreich im bevorstehenden Kampfe auf Rußlands Mitwirkung nicht mehr rechnen darf und daß andererseits Deutschland den Russen in Bulgarien nicht ins Gehege kommen wird.

Erst müssen wir mit den Franzosen den angetragenen Kampf ausfechten und dann — zur Abwickelung anderer Geschäfte haben wir später noch Zeit. Eines nach dem anderen!

Man darf den Gewinn, den der neue und hoffentlich letzte europäische Gigantenkampf in diesem Jahrhunderte bringt, nicht in elendem Golde berechnen wollen. Der Gewinn liegt vielmehr auf moralischem Boden und bedeutet eine Erhebung von den Fesseln falschen Fortschritts, ein materielles Gedeihen, das mit moralischer und intellektueller Förderung Hand in Hand geht und Frieden und Glück bringt für die Beteiligten.

Auch bei uns Deutschen haben sich die Zeiten in mancher Hinsicht zum

Ungünstigen geändert. So bedarf z. B. unser Patriotismus noch der Aufbesserung, denn seine Schwächen sind trotz der dermaligen kriegerischen Notlage zu Tage getreten einmal im unverständigen Parteigeist, der die parlamentarische Zersetzung zeitigte, und fürs andere in einem erschrecklichen Eigennutze, für den — wollten wir aus der Schule plaudern — genug Beweise darzubringen sind. Man mag als solche die jetzt, kurz vor Ausbruch des Krieges, immer häufiger werdenden Entlassungsgesuche von Militärs höheren und niederen Ranges und die Einforderungen von Krankheitsatteften seitens der Reservisten 2c. ansehen. Beinahe jeder städtische Arzt kann ein Lied davon singen, und das sind Zeichen der Zeit, die in unserer ganzen Lebensweise wurzeln.

Wer erkennt denn noch gegenüber dem Leichtsinn und der Unverfrorenheit unserer Tage die Bedeutung des ernst erkämpften Ruhmes an? Niemand wagt mehr sein Leben für die gute Sache und jeder denkt zuerst an die Erhaltung seines Geldes und Gutes. Die Anstrengungen unserer Zeit tragen einen charakteristischen Stempel, und das ist der eines ungeheuer selbstsüchtigen, zweiflerischen und habgierigen Charakters, der auch nicht die mindeste lebhafte Färbung besitzt, sondern grau in grau sich mattherzig zeigt. Wo träte das wohl deutlicher zu Tage als in den europäischen Bemühungen um den dunklen Erdteil? Man treibt hinüber und begeistert sich dafür, weil man Goldklumpen von dort erwartet, und legt sich gegenseitig Steine in den Weg, weil einer vom anderen Schädigung seiner Beute fürchtet. Dr. Fühlke, der Vorkämpfer der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, war so ein Opfer der Selbstsuchtspolitik, denn es ist nachgewiesen, daß man ihn umbrachte, weil er ein Deutscher und für deutsche Zwecke emsig thätig war, die aber den Engländern ein Dorn im Auge sind. Und die Franzosen schickten Offiziere zu den sudanischen Aufständischen, um den Briten das Fortkommen zu erschweren und sie an der Wiederherstellung der Ordnung zu hindern, wohingegen diese umgekehrt jenen das Gleiche auf Madagaskar zufügten. Und so geht das fort und fort.

Wir dürfen ruhig sagen, daß dem Franzosen Treue und Gewissen in unserem Sinne abgeht und daß auch ihre Vaterlandsliebe an Hochherzigkeit und Redlichkeit zu wünschen übrig läßt. Sie haben sich tüchtig gequält, uns auf den gleichen Giftbaum zu ziehen, aber es ist ihnen nicht gelungen, obschon wir viel, viel Schlechtes von Frankreich überkommen haben. Der ehrliche Deutsche sieht aber ein, daß die gärende leichtgläubige Menge da drüben ihre Gärung nur geschmeidigen Redebolden und geschickten Taschen-

spielern verdankt und ferner, daß ein großes Volk ohne politisches Gewissen im Staat und ohne moralisches Gewissen im Leben auf die Dauer nicht bestehen kann.

Wir Deutschen sträuben uns gegen derartige sündhafte Vergewaltigung — wir behalten unsern „Bauernstolz" — wie das die Franzosen heißen — und zeigen unsere derben Fäuste allen denen, die uns bedrohen, vernichten, überwältigen wollen.

Fort mit der Verderbtheit und her mit dem echten Fortschritt — das ist die Losung des kommenden Krieges auf unserer Seite. Jawohl, es gibt einen Fortschritt, und wenn er noch so langsam kommt, so ist er doch da — das ist nicht zu leugnen. Die Thatsachen lehren es augenscheinlich, wenn man sich nur Mühe geben wollte, sie genau zu prüfen. Der Drang nach Höherem, Besserem liegt in der Natur der Menschen begründet und wir Deutschen sind auf dem besten Wege, uns durchzuringen. Darum hoch die Fahne im kommenden Kriege, denn es gilt die Freiheit und das Glück, welches der wahre Fortschritt im Gefolge hat.

Drüben, jenseits des Rheins kennt man diesen wahren Fortschritt nicht, am allerwenigsten heute, da das Land durch eine Reihenfolge von aus seiner Mitte entsprossenen Marktschreiern alle sozialen Größen in den Staub ziehen ließ, seinen Thron gestürzt und eine Entchristlichung und Sittenverderbnis herbeigeführt hat, die so recht kennzeichnend für die dritte Republik sind.

Ja, das stolze Frankreich ist tief gesunken, indem es seine Ehre und Unabhängigkeit, seine wahre Freiheit und Kulturaufgabe als Spielball in die Hände einzelner überantwortete, die eine Welt bauen wollen ohne Grundmauer und Dach, Luftschlösser, um derentwillen sich Land und Volk ins Verderben stürzen sollen; die alles versprechen und dabei nichts halten können.

Unsere Nachbarn sind heute durchaus nicht in der Lage, ihre Ansichten zu läutern und siegreich durchzudringen zu der Erkenntnis, daß nicht wir die Schuldigen seien am angekündigten Kampfe, sondern sie selbst. So aufgeklärt jene gelten und sind, zum Bedürfnis individueller und absoluter Einheit, zum Wege nach dem Glück, zur Reorganisierung und Regenerierung ihres Landes und zu dessen wirtschaftlichem Aufblühen werden sie erst kommen, wenn sie der Deutsche zum dritten Male zur Ruhe bringt.

Frankreich wirft uns den Handschuh vor die Füße und wir werden es heilen von seinem Übermut.

Das ist ein Vorzug für uns, daß uns der streitsüchtige Nachbar zwingt,

unseren Patriotismus zu stärken und in die rechte Bahn zu lenken. Gewiß, wir leiden auch ein weniges unter der Zeitverderbnis, aber wir mühen uns ehrlich, davon freizuwerden, und das deutsche Volk als große Masse hat bewiesen und wird allezeit beweisen, wie es mit nationalen Übelständen aufräumt. So war die nationale Bewegung, die nach dem Gebaren des deutschen Parlaments gegenüber der Heeresvorlage im Publikum Platz griff, eine so großartige, daß sie uns für die kommende Zeit mit Sicherheit erfüllen muß. Sicherlich wird auch, wenn einmal der Augenblick kommt, in dem unser alter Heldenkaiser einen Aufruf an sein Volk erläßt, die große Menge schlagbereit stehen und unser Patriotismus und unsere Begeisterung zu einer Höhe des Kampfesmutes sich aufschwingen, die die Schwächlinge und Selbstsüchtigen, so dermalen der Kriegsgefahr auszuweichen suchen, mit sich fortreißt.

Wenn der Landesherr seinen Aufruf zum Kampfe erläßt, dann stehen wir alle da und — wie ein Sozialdemokrat vor wenigen Tagen zu dem Schreiber dieser Zeilen sagte — die Sozialdemokraten auch. Genug von ihnen, deren ungezählte Tausende, haben den bunten Rock getragen und sie werden ihn wieder anziehen, wenn es gilt, den Landesfeind zurückzuweisen. Manch einer unter ihnen, der im großen Kriege von 1870 und 71 die Siege unserer Fahnen mitgeschaffen, soll nun zusehen, wie das Errungene wieder vernichtet werde! Jener, mit dem der Autor dieses Büchleins aber sprach, hatte auch 1866 mitgefochten und erbot sich, im bevorstehenden Kampfe von neuem mitzuziehen und kräftig das Seine zu thun.

Auch das ist ein Vorzug des kommenden Krieges, daß er die sozialdemokratischen Bestrebungen und Verhetzungen lahmlegen und hinterher allen, zumal dem arbeitenden Volke, materielle Besserung bringen wird.

Dieser Krieg wird die soziale Frage lösen.

Aber was ist denn die soziale Frage? Nun, wir gehören nicht zu denen, die die Sache so auffassen, als bedinge sie die Vernichtung des Bestehenden und den Kampf bis aufs Messer gegen die besitzenden Klassen.

Hier ist eine Abschweifung zwecks Klarlegung dieses Punktes am Platze.

Der Begriff der sozialen Frage, der sozialen Not ist in vielen Köpfen recht unklar und daran haben nicht zum geringen Teil Darlegungen von Zeitungen Schuld, die entweder böswillig oder aus Unwissenheit Irrtümer und Übertreibungen brachten. Freilich die Einseitigkeit kennzeichnet ja

unsere Tage und sie zeigt sich denn auch in der Behandlung und Besprechung der sozialen Frage. Da schreien so viele, die nicht eigentlich der Not unterliegen und ihr tägliches Brot und darüber ohne große Beschwerde verdienen, laut nach Verbesserung ihrer Lage und nach Umsturz der bestehenden Ordnung, während diejenigen, welche am meisten Grund hätten, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein, den geringsten oder gar keinen Lärm machen. Da schreien und toben viele, gleichsam als ob es keinen Fortschritt gäbe und als ob die Lärmmacher ihn erst gewaltsam herbeizwingen müßten. Und doch gibt es einen Fortschritt! Die Logik der Thatsachen ist zu schlagend: es gibt einen Fortschritt, nur kommt derselbe sehr langsam, wie dies natürlich ist. Oder meint man, daß die Galoppsprünge des heutigen Menschenlebens natürlich seien? Unsere Kurzlebigkeit, unser Hetzen und Jagen ist sicherlich kein gutes Zeichen und zwingt den wahren Fortschritt nicht in ihren Bann.

Die Freunde der Menschheit streben nach deren intellektueller, moralischer und materieller Förderung. Man hat in dieser Hinsicht entschieden Fortschritte gemacht, aber einseitige. Letzteres muß zugegeben werden. Wären die Menschen moralisch und intellektuell so schnell fortgeschritten, als sie sich materiell entwickelten, man könnte wahrhaftig zufrieden sein. Leider ist dies nicht der Fall. Sittlich und körperlich entartet, schreit die große Menge dermalen nach Freiheit, ohne die Bedeutung dieses Wortes richtig zu verstehen. Der Ausdruck gehört vorzüglich ins soziale Wörterbuch. In der wirklichen Wissenschaft erklärt man ihn sehr bestimmt: in jeder Zusammensetzung verlieren die Atome einen Teil ihrer Freiheit, durch die Zersetzung werden sie frei. Völlige Freiheit ist gleich völliger Zersetzung; der vereinzelte Mensch fällt in den Zustand der Wildheit zurück. Wir sind recht froh, daß wir diesem Zustande entronnen sind und beklagen uns gar nicht, daß wir ein Stück unserer sogenannten Freiheit eingebüßt haben, denn der Verlust wurde durch den errungenen Fortschritt reichlich vergolten. Aber seltsam — unsere Kultur zeitigt Menschen, die sich zur völligen Freiheit, d. i. Wildheit, zurücksehnen. Sagen wir eines bestimmt: der Schaden unserer Zeit ist der, daß man es nicht verstand, Natur und Kultur in rechten Einklang miteinander zu bringen. Über dem einen vergaß man nur zu oft das andere — nun rächt sich die Natur. Sie herrscht allenthalben, auch im Staat und in der Gesellschaft.

Die Ideen des Umsturzes und der Gleichmachung bedrohen gegenwärtig die Gesellschaft selbst in den gebildetsten Ländern unserer Erde. Übertreibungen in den sozialen Fragen, Irrtümer, die man mangels fester Grund-

lage für die Beurteilung nicht zu beseitigen vermag, beherrschen unstreitig die dermalige Menschheit und bringen Verwirrung unter die Geister. Diese Fehler hausen nicht zum mindesten in unserem lieben deutschen Lande und sie bedürfen dringend der Beseitigung.

Wir hoffen dies mit Sicherheit vom Kriege. Er ist der große Retter aus allen Nöten — er wird uns den Weg zeigen zur harmonischen Entwickelung aller Kräfte, zum Ausgleich der Unebenheiten, zur Lösung dessen, was ihr soziale Frage heißt.

Man redet von Übererzeugung an Menschen und Waren, die bei uns vorhanden sei. Aber das ist ein Unsinn, sobald man es anders als bedingungsweise auffaßt. Die Waren, die wir erzeugen, könnten gut und gern verkauft werden, wenn man uns die Absatzwege frei ließe und den arbeitenden, bez. den arbeitslustigen Klassen die rechte Gelegenheit gegeben würde, ihre Kaufkraft zu bethätigen. Albern, ungeheuer albern ist die Ansicht vieler Leute, daß man durch Beschränkung der Erzeugung dem Überfüllen der Märkte abhelfen könne. Dadurch wird man am allerwenigsten eine verbesserte Lage der erzeugenden Klassen herbeiführen. Gerade das Gegenteil ist der Fall: die Erweiterung und Vervielfältigung der geschäftlichen Thätigkeit macht sicher alle Klagen wegen Übererzeugung — an Menschen wie Gütern — verstummen.

Es ist wahr, wir Deutschen sind überaus erzeugungskräftig in jeder Beziehung, unsere Industrien sind derart leistungsfähig, daß sie sich die halbe Welt als Arbeitsfeld erkoren haben und unsere nationale Fruchtbarkeit ist bekannt; kein Volk der Erde vermehrt sich so sehr als das deutsche, das seine Söhne zu Tausenden und Hunderttausenden jahraus jahrein als Kulturbahnbrecher in alle Erdteile verschickt.

Das können die Franzosen von sich nicht behaupten, daß sie fruchtbar seien. In den ersten Monaten des Jahres 1883 trat der Elsässer Karl Grad mit einem Aufsatze in die Öffentlichkeit, der in Frankreich großes Aufsehen machte, da er, gestützt auf eine Menge geschickt geordneter amtlicher Angaben, nachwies, wie sehr die französische Bevölkerung in ihrer Entwickelung hinter der deutschen zurückblieb. Er zeigte, daß, während in den voraufgegangenen fünf Jahren Deutschlands Bewohnerschaft sich um 2 506 689 Köpfe, also im Prozentsatz von 1,14 vermehrt habe, die Zunahme in Frankreich im gleichen Zeitraume nur 389 673 Köpfe betrage, mithin etwa 2 auf je 1000, was einem Sechstel der deutschen Fruchtbarkeit gleichkommt.

Frankreich leidet an einem großen Übel, dem Menschenmangel, der in der Kinderscheu der französischen Familien seinen Grund hat und in den letzten Jahren zufolge des durch die Kolonialkriege bedingten Massenverbrauches an Menschen immer deutlicher ans Licht getreten ist. Das Übel ist alt, und doch verschlimmert es sich von Tag zu Tag, denn niemals war die Vermehrung des Volkes geringer als heute. Und doch ist das schnelle Anwachsen einer Nation ein Beweis individuellen Gedeihens und ein Bedingnis der Macht solchen Volkes, ein Bedingnis militärischer Macht und dadurch bedingter Unabhängigkeit gegen das Ausland, mehr aber noch ein Bedingnis wirtschaftlicher Macht.

Man sehe nur, wie Ackerbau und Industrie in Frankreich der Arme ermangeln. Die Franzosen sind gezwungen, unter großen Kosten belgische oder piemontesische Arbeiter kommen zu lassen, damit ihnen diese die Äcker bestellen und Straßen bauen. Die Auswanderung der Landleute nach den Städten ist nach Ansicht der Eigentümer Ursache dieses Übels. Aber diese Ansicht ist schlecht begründet. In allen Ländern Europas wächst die Bevölkerung der Städte mehr als jene des Landes, ohne daß man darüber gewichtige Klagen verlautbaren läßt. Daß in Frankreich aber Ackerbau und Industrie der Arme ermangeln, ist einfach eine Folge der ungenügenden Geburtenzahl des Landes. Die französischen Familien berechnen mit zu viel Vorsorge die Zahl der Kinder, die sie sich erlauben können, die besitzenden Familien — und Frankreich ist ja das Land des kleinen Besitzerstandes — wagen zuweilen zwei Kinder, häufig beschränken sie sich auf eines, um nur einen Erben zu haben. Wenn es stirbt, sind sie in Verzweiflung und bedauern vielleicht derart geizig gewesen zu sein, das Vaterland aber leidet darunter. Die Persönlichkeit, welche etwas besitzt, rechnet in Frankreich außerordentlich genau, und zumal der Landmann, der sein Eigentum mit vieler Mühe zusammen- und hochgebracht, sieht im Geiste schon das Ganze, seinen derzeitigen Stolz, zerfallen durch die Ansprüche mehrerer Kinder, daher er sich denn mit einem Erben begnügt.

Da liegt das französische Micheltum.

Leiden die Franzosen unter einem Mangel an Menschenzuwachs, so ist auch ihre industrielle Entwickelung nicht so, wie sie sein sollte.

Zahlen beweisen, und aus ihnen ersehen wir, daß seit 1882 die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen beständig in Abnahme begriffen ist. Betrug derselbe noch im Jahre 1882 1853 Millionen, so ist er schon jetzt auf deren 1500 gesunken, trotz allen Kolonien, die Frankreich besitzt, trotz allen Wirtschafts-

gebieten, die ihm zur Verfügung stehen und die zu erschließen es sich anheischig macht. Dabei steigt die Einfuhr unaufhörlich und erreicht heute an Industrieerzeugnissen den Wert von 800 Millionen Franks, anstatt 470 Millionen im Jahre 1877. Das sind düstere Vorzeichen für Frankreichs Verfall. Eine kluge Regierung vermag gar vieles gegen den Rückgang des Volkes zu thun, und wenn auch Frankreich nie seine einstmalige Herrscherrolle wiedererlangen wird, so wäre es doch in der Lage, im eigenen Lande eine gedeihliche friedliche Entwickelung herbeizuführen, Handel und Industrie zu beschäftigen und die Menschenmenge zu mehren, wenn die Nation als solche nur den ehrlichen Willen und das rechte Verständnis dafür hätte.

Man sucht hingegen das Heil auf dem Kriegspfade, und in der That wird dieser Ausweg den Franzosen Hilfe bringen, aber in ganz anderer Weise als sie denken, nämlich durch die deutsche Besetzung.

Das beste, wertvollste Buch, das ich über Frankreich gelesen habe, ist das des Dr. Rommel „Au pays de la Revanche“, das neuerdings auch deutsch*) erschien. Der Verfasser, ein vorzüglicher Gelehrter und kerniger Schriftsteller, hat viele Jahre unter unseren westlichen Nachbarn gelebt und schreibt sein in sozialer, politischer, kaufmännischer, militärischer Beziehung bedeutsames Buch unter steter Verweisung auf Aussprüche der hervorragendsten französischen Nationalökonomen.

Bei Rommel heißt es über die vorhin beregten Dinge:

„Wie die einzelnen Menschen, so können auch die Nationen nicht ewig leben und ewig jung und kräftig bleiben; und Frankreich ist entschieden nicht mehr jung; es hat nicht mehr den Mut, den Pflug zu führen, weithin sich zu dehnen und sich Nachkommenschaft zu erzeugen; es braucht seine Ofenecke und seine Ruhe und ist höchstens noch gut zu spielenden, kraftlosen Beschäftigungen; von allen Seiten läßt es sich seine Bedürfnisse liefern, und um sich nichts versagen zu müssen, macht es Schulden. Frankreich hat seine jugendliche Einbildungskraft und den Glauben an die Zukunft verloren, und ist in die Zweifelsucht und die Unduldsamkeit des Greisenalters verfallen; es duldet weder Befehle noch Ratschläge; nun wohl, so soll es der Jugend Platz machen, die sich vermehrte und weder Arbeit noch Entbehrung scheut.“

Mit dieser Jugend ist Deutschland gemeint, die aufblühende, kraft- und saftreiche deutsche Nation.

---

*) Dr. Rommel, Frankreich gerichtet durch sich selbst. — (Benders Verlag in Mannheim.)

Weiter sagt Rommel:

„Frankreich wird nie verödet dastehen. Das herrliche Land ist nicht geschaffen zum Wohnsitz der französischen Rasse allein, sondern um im Jahre 1890 auf dem Quadratkilometer so vielen, 1900 so vielen, 1910 so vielen Einwohnern Lebesunterhalt zu bieten, je nach den Hilfsquellen des Landes; und der größte Feldherr der Welt wird nicht verhindern können, daß diese Quadratkilometer von Fremden ausgefüllt werden, wenn die französische Nation nicht im stande ist, sie nach den natürlichen Gesetzen zu bevölkern. Sie wird sich wohl oder übel zusammendrängen und auffaugen lassen müssen.

„Wer weiß, ob dieses allmähliche Eindringen der Fremden und ihrer Erzeugnisse genügen wird, um das europäische Gleichgewicht zu erhalten, oder ob früher oder später eine Lawine gleich der von 1870 kommen muß, um das Schicksal zu beschleunigen, das sich im Schoß der großen Nation vorbereitet."

Ja, diese Lawine wird kommen, bald sogar, sie wird der Krieg sein, den die Franzosen jetzt heraufbeschwören und durch den wir unsere soziale Frage auf französischem Boden lösen werden.

Nachdem sich Frankreich im Verzweiflungskampfe noch mehr erschöpft, wird es durch unsere Überkraft an Menschen, durch unsere Intelligenz und unsere Industrie zu einem gesegneten Lande werden, das sich in Ruhe und Frieden entwickelt und dessen Bewohner dann einsehen werden, daß ihnen die deutsche Hilfe erst das zu bringen vermocht, was sie sich selbst nicht geben konnten, nämlich Glück und Frieden.

Ein französischer Nationalökonom von Ruf beschwert sich darüber, daß die jungen Franzosen verbildet würden, eine oberflächliche Bildung empfingen und zur Schreiberzunft erzogen würden. Dies geschähe in einem solchen Maße, daß dem eigentlichen Nährstande die Hände entzogen würden.

Der Mann hat recht. Arbeiten will eben niemand mehr, alle Welt drängt zu den Schreibpulten und an die warmen Öfen, in die bequemen Ecken, wo er seine schwachen, faulen Glieder schonen kann.

„Anderseits folgt, daß die Handwerker sich nicht mehr ersetzen, daß wenigstens in den großen Städten keine Lehrlinge mehr zu haben und keine guten Arbeiter mehr zu finden sind.

„Endlich folgt daraus, daß, da die Handwerker fehlen, die Industrie die fremden Arbeiter sowie der Handel die fremden Erzeugnisse zu Hilfe rufen muß.

„Daraus folgt, daß Handel und Industrie in Frankreich zu Grunde gehen, in gleichem Grade, wie sich dieselben im Auslande heben.

„Daraus folgt, daß die französische Nation nicht nur in Hinsicht der Moral, sondern auch in Hinsicht der körperlichen Geschicklichkeit zurückgeht."

Wenn wir Deutsche im nächsten Kriege eine Anzahl französischer Provinzen besetzen, so wird die Einführung deutschen Blutes und deutscher Kraft nicht zu deren Schaden sein — soviel ist gewiß.

Man kennt in Deutschland die französischen Verhältnisse noch lange nicht genug, und es gibt Leute zu Tausenden und Hunderttausenden bei uns, die den irrigen Glauben haben, dergleichen Behauptungen, wie die oben angeführten, seien übertrieben und die Franzosen noch immer die grande nation, die an Bildung uns überlegen sei und ihrer Kraft uns gegenüber noch immer sich rühmen könne.

Freilich, unsere „freisinnigen" Zeitungen haben anderes zu thun als sich mit der gründlichen Prüfung der Dinge im uns bedrohenden Nachbarlande zu beschäftigen — das verstehen sie nicht unter ihrem „Fortschritt" sie verbreiten nur die Aufklärung, die ihnen in den Kram paßt. Und das hat seine Gründe, die zu erörtern nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit gehört. Wir wollen den Fortschritt, ja, aber wir wollen nicht die falsche Freiheit und falsche Aufklärung, wie sie heutigen Tages zumeist von Narren und Schurken dem unwissenden, einsichtslosen Volke gepredigt wird und auf der anderen Seite wollen wir auch keine Reaktion, sondern den wahren Fortschritt im körperlichen und geistigen Sinne, auf materiellem und ideellem Gebiete.

Und diesen wahren Fortschritt wird uns der Krieg herbeiführen. Wir werden Frankreich zur Ruhe bringen und unserer Überkraft Beschäftigung geben. Unter einer verständigen, duldsamen Verwaltung hüben und drüben werden Handel und Industrie, Ackerbau und Wissenschaft gedeihen und die soziale Not ihr Ende finden. Ja, Frankreich ist groß und reich, und indem es uns zwingt, in seinen Grenzpfählen Ruhe zu stiften, gibt es uns Gelegenheit, ihm und uns zu gleicher Zeit Hilfe zu bringen.

Unser Handel und unsere Gewerbethätigkeit — sie mögen nach dem Kriege in den reichen Wirtschaftsgebieten da drüben ihr Heil finden, einträgliche Beschäftigung und regen Absatz, denn Frankreich ist ein dankbares Feld für Millionen fleißiger Menschen und wahrhaftig nicht dazu bestimmt, in den Händen von Faulpelzen und Schwachköpfen zu verkommen.

Wenn Deutschland über 46 Millionen Menschen ernährt, so kann Frankreich gut 60 Millionen versorgen anstatt der 37 Millionen, die es jetzt trägt.

Der kommende Krieg wird blutig und schrecklich sein, schwere Opfer fordern und tiefe Wunden schlagen, aber er wird auch Segen bringen, großen Segen, wie man ihn diesseits und jenseits der Vogesen kaum ahnen mag.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.